

Wiener Juwelenarbeit.

Eine gefährdete Kunst.

Seit ungefähr einem Jahre hat der Juwelenhandel eine bemerkenswerte Aenderung erfahren. Man fragt nicht mehr nach der Edelarbeit des Gewerbes, sondern sucht nur große und gewichtige Steine, unbestimmt um deren Fassung. Das ist um so erstaunlicher, als die Goldschmiedekunst bei uns gerade in der Zeit vor dem Kriege hohen künstlerischen Aufschwung erfahren hatte. Man stand damals in einer Blütezeit der Juwelenarbeit, und es waren wirkliche Köstlichkeiten, die man in den Schaufenstern und Vitrinen der einschlägigen Geschäfte sah. Da gab es Diamantfibeln, so fein gefügt, als wären sie nicht geschmiedet, sondern tatsächlich mit Nadel oder Nippel hergestellt worden. Es waren Spitzen aus Rauten und Brillanten oder entzückende, förmlich gestriche Muster, in deren höchstem Bestimmer sprühende Solitare saßen. Man schnitt Blumen aus Halbedelsteinen, schuf wunderzarte Emaills, gemalte Kristalle, und nicht nur Ringe und Halsbänder, Stirnreifen und Gehänge, auch Hutnadeln, Schwimgriffe, Schnallen und Knöpfe, Dosen und Kästchen mußten kleine Kunstwerke sein, ähnlich wie im goldenen Zeitalter des italienischen Schmudhandwerkes.

Diese Aera ging auf die Beeinflussung zurück, die sich durch den Pariser Salique und seine Schüler in der Goldschmiedekunst fühlbar machte. Er war bekanntlich der Erste, der neue Goldlegierungen einführte und damit erlesene Wirkungen erzielte, eine Ertrungenschaft, die in der Folge durch die unvergleichliche Bearbeitung des Platins in den Hintergrund trat. Es war eine Epoche hoher Qualitätsleistung.

Und damit schenkt es jetzt beinahe zu Ende. Gerade jene Meister und Geschäfte, die diese heimische Industrie hochhielten, klagten darüber, daß nur mehr große Steine verlangt werden, Steine, die gar nicht groß genug sein können. Je schwerer und plumper sie sind, um so mehr werden sie begehrt. Nur der Kapitalwert ist maßgebend. Geschäfte wie in jüngster Zeit haben die Wiener Juwelenhändler kaum jemals gemacht. Es wurde so intensiv und scharrenlos gekauft, daß der Markt nahezu erschöpft ist. Namentlich an großen Perlen fehlt es, und auch die großen Brillanten sind zur Seltenheit geworden. Grundbesitzer, aber auch Kaufleute aus der Provinz haben

Schmuck in großen Mengen erworben, nicht nur aus Freude am Besitz, sondern wohl auch, um ihr Vermögen in solchen Werten anzulegen. Um ihren Bedürfnissen zu entsprechen, genügten die Warenlager nicht mehr. Von allen Seiten kann man es hören, daß Juweliere Perlen oder Edelsteine von ihren Kunden um den doppelten oder dreifachen Preis, der einst bezahlt worden war, zurückkaufen, um diese Stücke dann neuerdings günstig zu verwerten. Viele der Juwelen, die da erstanden wurden, waren wohl nur für die Kassa bestimmt, weil sie zu groß waren, um als Ohrgehäng oder Ring in Betracht zu kommen. Perlenschulze, die ehemals etwa 5000 K. gekostet hatten, wurden mit 30.000 K. und darüber bezahlt. Da die Einfuhr von Perlen und Edelsteinen gesperrt ist, erfahren die Juwelen eine immer höher schwellende Preissteigerung. Eine Ringperle, die 40.000 K. kostet, Perlenschnitzwerke um 60.000 K. sind durchaus nicht vereinzelt geblieben. Und ähnlich geht es mit Brillanten und Smaragden, die allerdings schon vor dem Kriege sehr hoch im Kurs standen. Daneben ist der Saphir, namentlich der hellleuchtende blaue Ceylonsaphir sehr im Ansehen gestiegen. Dunklere Stücke werden nicht so gut bezahlt. Auch Rubine sind weniger kostspielig, vermutlich weil sie durch die Kunststrubine, die sogenannten rekonstruierten, im Werte gedrückt worden sind.

Die wirtschaftliche und handelsrechtliche Be-argwöhnung dieser heftigen Preissteigerung gehört an andre Stelle. Auch vom Standpunkt des Kunstgewerbes ist darin eine Gefahr zu erblicken, weil das Interesse und die Freude an der Fassung, an der Edelarbeit der Goldschmiede verlorenzugehen droht. Gewiß wird die vornehme Welt diese Technik immer zu schätzen wissen, und die geistig und sozial hochstehende Frau wird es gerade jetzt vermeiden, sich haßelnußgroße Brillanten in die Ohren zu stecken. Aber schließlich ist die Industrie stets von den Konsumenten abhängig, und wenn die Kunden sich

nicht mehr um gediegene Juwelierarbeit kümmern, dann wird man es für überflüssig halten müssen, solche zu liefern; zumal jetzt, da es an qualifizierten Arbeitern überall fehlt. Auch die Meister dieses Gewerbes stehen unter den Fahnen. Sorglich ver- wahrt, hat kürzlich der Besitzer eines unserer Patriziergeschäfte der Juwelierkunst eine Fest- lichte gezeigt, auf die in unendlich mühseliger, köstlich zarter Arbeit ein mit Edelweiß und Erida gefülltes Bastkörbchen geklebt war — ein Wunder- werken ipelelerischer Handarbeit. Betrübt meinte der seine alte Herr: „Dort sind jetzt unsere Künstler.“

Uebrigens fehlt es an Material. Platin wurde bekanntlich eingezogen, und nur Stücke, die um diesen Zeitpunkt bereits fertiggestellt waren, dürfen noch verkauft werden. Sie sprechen für die Kultur des Gewerbes. Gegenwärtig versucht man, sich mit Silber zu behelfen, und experimentiert mit ver- schiedenen neuen Legierungen, die der Farbe und den Eigenschaften von Platin möglichst nahe kommen sollen, es aber selbstverständlich nicht er- reichen können. Uebrigens ist auch der Preis des Silbers von 85 bis 90 K. pro Kilogramm auf etwa 120 K. gestiegen. Gold, das pro Gramm 2 K. kostete, hat einen Kurs von 12 K. erreicht, der natürlich weiteren Schwankungen vorbehalten bleibt. Ehedem konnte man den inneren Wert der Dinge genau, und jeder Juwelier war sich über die Schätzung seines Lagers im Klaren. Jetzt gibt es derartige Zufallskonjunkturen, daß man von tat- sächlichen Werten bei Juwelen ebensowenig sprechen kann wie etwa bei Antiquitäten oder Bildern.

Wer bei Juwelieren auch jetzt noch besonders schöne, individuell gearbeitete Stücke bestellt, muß lange warten. Was früher innerhalb 14 Tagen ge- liefert werden konnte, wird jetzt kaum in acht Wochen fertiggestellt. Feine Reparaturen haben, wie betont, aus Mangel an Platin aufgehört. Halbedel- steine, mit denen wunderschöne Wirkungen erzielt wurden, sind verdrängt, seit nur der effektive Wert gilt. Der sogenannten Mittelware wird überhaupt wenig Beachtung geschenkt. So groß die Nachfrage an Juwelen ist, es kommen dabei nahezu aus- schließlich pompöse Stücke in Betracht. Der wirt- schaftlich gebetütigte Mittelstand kämpft hart genug um die Unerläßlichkeiten des Daseins; den Kundenkreis der Juweliere bilden somit jene, die in den letzten Jahren zu Reichtum gelangten.

Werden aber einerseits sehr viel Juwelen ge- kauft, so wird andererseits beinahe ebenso eifrig ver- kauft. Man findet in den Läden überall Damen, die sich ihrer Schmuckstücke zum Teil entäußern, um die Preisverhältnisse des Tages auszunützen, oder weil sie sich den Luxus ihres Besitzes nicht mehr gestatten dürfen. Auch das ist ein Merkmal der Zeit und ihrer bedenklichen wirtschaftlichen Verhältnisse. Ihnen scheint man auch die Schönheit der Dinge zum Opfer zu fallen. Die Juwelenkunst muß eine Apotheose gewöhnlicher Schönheit sein; sie ist durch- aus nicht in der Karatwaage zu suchen. Soll sich die Wiener Juwelenkunst auf ihrer Höhe behaupten,

dann darf der öffentliche Geschmack den Prinzipien der Friedenszeit nicht untreu werden und noch wie früher an der Kultur der Technik seine Freude haben.

H. T.